

GERTRAUD KLEMM



HIPPO CAMPUS

kremayr
scheriau

ROMAN

Altersarmut gewesen. Der ehrenwerte Eminenz Verlag dürfte Potenzial gewittert haben.

Im Posteingang ist Helene noch am Leben, da trudelt ein Newsletter nach dem anderen für sie ein. So geht es sicher auch mit der Briefpost, mit den Abbuchungen, mit den Zeitungsabos. Der lange administrative Arm des Lebens. Und die großen Dinge? Was passiert mit dem Haus? Werden sie es verkaufen? Als Wochenendhäuschen nutzen? Sie beutelt den Gedanken ab. Sie soll nur sichten. *Was da beruflich und was privat ist.* Zwei Wochen hat sie dafür, eine ist schon vorbei.

Elvira reist in der Zeit zurück, in Helenes Alltag vor zwei Wochen, vor drei Wochen. Sie hat wild hin- und hergemailt. Es geht um Presstexte, um Lesetermine, Förderungen, um steuerliche Absetzbarkeit. Elvira wird schwindelig. Zwei große deutsche Literaturhäuser haben Lesungen vereinbart, in Wien wäre eine Präsentation im ehrwürdigen Hoftheater vorgesehen gewesen. Im Hoftheater! Ist das Buch tatsächlich so marktauglich? Und es geht um den Abgabetermin für ein Theaterstück. Wo ist dieses Stück? Ist es fertig? Hat sie es überhaupt schon begonnen? Können Theaterstücke unvollendet aufgeführt werden? Wer könnte es fertigschreiben? Wird ein Buch auch veröffentlicht, wenn die Autorin kurz vorher stirbt? Wer liest dann vor? Wer beantwortet die Interviewfragen? Elvira bekommt Kopfweh.

Dann die Dokumente! Überhaupt keine Ordnung, alle auf dem Desktop gespeichert. Die Konzentration auf die Arbeit vertreibt das Heulen. Was für ein riesengroßer Sauhaufen, Neni! Schäm dich! Das Dokument sticht ihr wieder ins Auge. *Grabrede für mich selbst.* Elvira rauft sich die Haare und stößt einen jammernden Klage laut aus. Die hat sie ja auch noch nicht gelesen. Was für eine Zumutung!

Zuerst das Papier, beruhigt sie sich. Das Digitale kann warten. Eines nach dem anderen. Das Papier aufteilen in drei große Kisten, die sie im Schuppen gefunden hat und beschriftet: PRIVAT, NACHLASS, WEISS NICHT. Sie reißt eine der schiefen, klemmenden Schreibtischladen nach der anderen auf. Schuhkartons, Mappen, Rechnungen, alte Fotoapparate. In der untersten Lade stapelweise A5-Hefte mit Jahreszahlen versehen. Elvira öffnet das oberste und blättert mit Unbehagen darin. Das waren eindeutig Helenes Tagebücher. Ihre kugelrunde Schrift, immer mit Datum. Ihr säuberliches Schriftbild, das manchmal ausufert, wackelig und windschief wird. Schreiben macht durstig, hat Helene immer gesagt.

Die Redakteurin hat am Telefon diesen unterwürfigen Ton in der Stimme gehabt, an den sie sich gewöhnen könnte. Helene hätte das gefallen. Sie hatte immer schon einen hohen Bedarf, was Anerkennung betraf. Sie gab auch mehr aus als die Honorare einbrachten. Sie kaufte teure Kaschmirjacken und aß Zwieback. Unter dem Bettzeug aus Seide lag die versifft, uralte Matratze der Tante, von der sie das Haus geerbt hatte. So stabil und vernünftig sie als Anwaltsgattin und Familienmutter war – als alleinstehende Künstlerin benahm sie sich so, als hätte sie nie einen vierköpfigen Haushalt organisiert. Als hätte sie ihre Vernunft bei Rainer zurückgelassen, als sie sich von der Familie ab- und der Literatur

zuwandte. Sie hatte vielleicht gehofft, der Erfolg würde wiederkommen.

In der untersten Lade stößt Elvira auf einen Stapel Manuskripte. »Totentanz.« »Eins, zwei, drei.« Keine Spur vom »Rauhreif«-Skript. Das wäre wahrscheinlich am ehesten etwas wert. »Rauhreif« war das einzige Buch, mit dem sie wirklich viel Geld verdient hatte – und Anerkennung. Auf jede lobende Äußerung kamen allerdings doppelt so viele abwertende. Die österreichischen Kritiker hassten das Buch, aber den Deutschen gefiel es. Und den Lesern, vor allem den Leserinnen, war das Gegeifer, das mit unvoreilhaftigen Doppelkinn-Fotos aufgefettet war, egal: Sie kauften das Buch trotzdem. Aber eben nur dieses Buch. Das Nachfolgebuch schon nicht mehr.

Elvira blättert durch die Manuskripte, sieht sich die Jahreszahlen an. Unfertiges, altes Zeug. Geht niemanden etwas an. Sie wirft es in die Kiste PRIVAT.

»Rauhreif« ist ein Schrei gewesen, für den ich Jahrzehnte hatte Luft holen müssen, hat sie einmal gesagt. So ein Schrei klingt auch Jahrzehnte nach. Diesen Satz haben sie in den Nachrufen natürlich zitiert. Meist als Überschrift, verstümmelt wie im Kulturjournal: Der jahrzehntelange Schrei ist verstummt. Helenes Satz ging aber noch weiter. Wie viele solcher Schreie gehen sich in einem Leben aus? Aber das wollte schon niemand mehr hören, und das hat auch niemand zitiert. »Helene Schulze gehörte unwidersprochen zum Kanon der späten feministischen Avantgarde« war auch so ein Satz, der überall in den Nachrufen stand. Kanon, Avantgarde. Das klang nach einem kuscheligen Chor, dem das österreichische Feuilleton und der Markt andächtig gelauscht und danach applaudiert hätten. Das Gegenteil war der Fall. Feministische Avantgarde, das bedeutete Gehasstwerden. Vom Feuilleton. Vom Steuerzahler. Von den Kollegen. Es bedeutete Gegenwind und Einsamkeit.

Die Nachrufe aber zitierten immer nur die rosige Seite: diesen klugen Satz, die Verkaufszahlen von »Rauhreif«, die Anzahl der Übersetzungen. Die Ecksteine, an denen der Erfolg gemessen wird. Davon, *unwidersprochen zum Kanon der späten feministischen Avantgarde zu gehören*, kann man aber nicht leben. Preise wären zum Leben gut gewesen, aber Preise bekam so jemand wie Helene nicht. Sie bekam Drohpost in vordigitalen Zeiten, noch zum Angreifen auf Papier: *Wir wissen, wo du wohnst*. Wie schnell all das verpufft ist! Nicht einmal die Abneigung gegen sie hatte Bestand. Helene Schulze ist noch zu Lebzeiten eine von diesen Toten geworden, mit denen sich die jungen Germanisten beschäftigen sollen, aber nicht müssen.

Elvira legt die Hefte in die WEISS-NICHT-Kiste, steht auf und macht die Schreibtischlade zu. Sie wünscht sich natürlich, dass Helenes Roman erfolgreich wird, sie wünscht sich, dass ihr Nachlass mit Samthandschuhen geordnet, katalogisiert wird. Und sie stellt sich vor, dass irgendeine Aussage von Helene, ein unveröffentlichter Text oder ein Gedicht, im Feuilleton einen Moment der Empörung auslösen würde, jemanden vor den Kopf stößt. Wenn Helene quasi aus dem Grab herausspucken könnte. Und alle sehen dabei zu! Das wäre doch eine Abschiedsgeste, die Neni gefallen könnte! Aber nicht vergessen werden, wäre das höchste Gut. Doch ziemlich unwahrscheinlich.

Mit »Rauhreif« kam der große Erfolg nämlich *zu früh*. Helenes Erfolg war außerdem *zu groß* für eine dreiundzwanzigjährige Frau. Vor allem 1977. Heute ist das etwas anderes. Heute ist der Literaturbetrieb ein Kindergarten für Schwererziehbare: Jeder darf alles.

Für Neni geht es jetzt um die Wurst: um die verhinderte Ausscheidung aus dem Erinnerungskörper der Gesellschaft. Nachruf, Nachlass, Nationalbibliothek. Aber vielleicht auch nur eine Nebelgranate, wer weiß das schon. Es wäre schön, wenn der Nachlass gekauft würde. Noch besser wäre gewesen, sie hätte ihren Vorlass verkaufen können. Dann hätte sie finanziell ein bisschen Luft gehabt. Aber darum hätte sie sich schon zu Lebzeiten kümmern müssen. Also vernetzen, besser noch: verhabern. Elvira blickt auf die drei Kisten, die sie in der Raummitte platziert hat. In der Kiste NACHLASS liegen ein paar Kalender, Ansichtskarten, unleserliche Notizbücher. In der Kiste PRIVAT liegt ein bisschen Nippes, ein paar Briefe, die alten Manuskripte, darunter zwei unfertige, erotische, und die Post von den Kindern. Die Kiste WEISS NICHT ist bis jetzt am vollsten.

Helene sah sich gerne als eine, die sich durch die taube Hornhaut der Gesellschaft durchgenagt hat. Sie schrieb über die unaufgearbeitete Nazizeit, über Politskandale, über Frauenrechte. Aber die Gesellschaft steht heute auf ganz anderen Füßen. Flüchtlingsströme, Sexroboter, Erdnussallergie, #Meetoo-Skandale. So etwas wollen die Leute jetzt lesen. Nicht Romane über Geschlechterpolitik, Klassenkampf, Ungerechtigkeit, Sexismus ganz ohne Hashtag. Helene kreiste ihr Leben lang um den immerselben, alten, thematischen Misthaufen, der unbeeindruckt vor sich hinrotet, egal, ob irgendwer dagegen anscrieb – oder nicht. Je älter sie wurde, desto mehr bestürzte sie, wie sinnlos es war, darüber zu schreiben. Zombiethemen!, rief sie aus. Elvira hat versucht, sie zu beruhigen.

Wer hat schon jemals mit Kunst die Welt verändert? Die Nachwuchsschriftsteller, die jetzt jung und hipp sind, haben das schon kapiert, hat Helene gesagt. Die wollen nur mehr Geld verdienen und sich nicht mit so etwas abgelutschtem wie Lohnscheren aufhalten.

Mach das doch auch, rief Elvira. Aber Helene wollte davon nichts wissen.

Ich bin ein Aasfresser, sagte sie, aus mir machst du keinen Jäger mehr. Ich schreibe über das, was die Jungen übrig lassen. Ich nage an den Kadavern herum, die ihnen zu flachsig und stinkig sind. Irgendjemand muss sich doch um das Aas kümmern.

Das klang witziger, als sie es meinte.

Literatur ist unwichtig geworden, hat sie gesagt, Theater ist obsolet, und Essays braucht man auch keine mehr schreiben, erstens zahlen die Zeitungen einen Nasenrammel dafür, zweitens lesen doch nur mehr vertrocknete Intellektuelle und Sozialromantiker Essays. Alle anderen lesen nur mehr 280-Zeichen-Tweets.

Dann lass es doch, hatte Elvira vorgeschlagen. Leb in den Tag hinein. Du kriegst Unterhalt! Du hast zu essen und ein bisschen viel zu trinken. Du hast einen Wald vor der Tür. Geh spazieren! Steig auf einen der Berge, die dich umgeben! Komm raus aus deinem feuchten, selbstmitleidigen Tal!

Helene zog es vor zu hadern und zu saufen. Und weiter zu schimpfen.

Wir sind die letzte Generation, die sich noch Zeit zum Zweifeln nimmt. Wir, sagte sie und hob die Arme, wir Vertrocknete. Alte. Intellektuelle. Wir werden aussterben!

Wann ist Helene so bitter geworden? Vielleicht hat es mit den ersten Verrissen des zweiten Buches begonnen. Des dritten. Oder damit, dass die »verlorene Tochter« das blöde Report-Interview gegeben hatte, das Helene so wehgetan hatte. Nachdem sie Rainer verlassen hat und nach Hintermoos gezogen ist, hat sie noch ihre Freiheit gefeiert, Freunde, Kolleginnen zu Gartenpartys eingeladen. Sie hat Fleisch gegrillt, Wein aus Doppelliterflaschen in Pappbecher und Gurkengläser eingeschickt und mit dem feuchten Holz hinter ihrem Schuppen mehr Rauch als Feuer gemacht. Mit der Zeit ist die Euphorie über die Freiheit brüchig geworden. Wegen des knapper werdenden Geldes vielleicht. Wegen der Streitereien mit den Dorfbewohnern, die durch sie hindurchsahen und nur mit ihr sprachen, um ihr wegen des Gartens oder irgendwelcher starrsinnigen Regeln Anweisungen zu geben. Oder weil sich immer weniger Besuch im feuchten Nebental einfand. Gleich nach dem Auszug aus Kaiserbad ließ sie der Verlag endgültig fallen, weil das Manuskript missfiel. Es hinterließ einen unbefriedigt, stand in der Absage. Elvira erinnert sich daran, wie Helene sich wahnsinnig über die Wortwahl aufgeregt hat. Noch dazu wurde das Buch bei einem anderen Verlag ein Flop. Sie hat nur noch über den Kulturbetrieb geschimpft, den Freunden die Abende vergällt mit ihren wütenden Anklagen, ihren Monologen. Sie hatte sich in eine Einbahnstraße hineingeschrieben. Wenn man durchs Schreiben in dieser Welt etwas bewegen will, dann geht das vielleicht mit Werbetexten oder Dialogen in Computerspielen, da muss Elvira ihr posthum recht geben. Aber so viel Selbstmitleid wäre nicht nötig gewesen. Und auch nicht diese Missgunst und Verachtung, die sie dem literarischen Nachwuchs entgegenbrachte. Da schwang das kokette Ungerechtigkeitsempfinden mit, früher geboren geworden zu sein als die, die jetzt jung sein konnten. Mussten. Elvira erinnert sich.

Neni, ich frag dich, wer will bitte jetzt gerade jung sein?

5.

Adrian

Hintermoos, Mitte August

Klein ist das Haus, hässlich die Fassade mit hellgrünem Eternit gedeckt, ein Vorbau steht unvermutet in den Garten hinein. Cordula, die Redakteurin von *Literatur pur*, hat ihn während der Fahrt zugetextet. Er ist müde, aber wenn sich so eine Gelegenheit in seinen leeren Terminkalender hineinschreibt, dann denkt er nicht lange nach. Er kann das Geld gebrauchen. Er kann immer Geld gebrauchen.

Die Fahrt geht erst Richtung Süden, auf der Autobahn mit nicht mehr als hundertzehn Stundenkilometern, dann zweigt eine Straße in ein Tal ab, da fährt man entlang, an toten Fabriken vorbei, an sterbenden Kurorten, und rechts und links türmen sich Rax und Schneeberg auf und rücken zusammen. Je weiter man in das Tal hineinfährt, umso enger wird es. Cordula schaltet viel zu spät hoch in den Zweiten, wenn Steigungen kommen. Der Kameramann, den Adrian von einer früheren Produktion kennt, ist zuerst auf der Rückbank gesessen, mit leise drohendem Ton telefonierend, dann hat er sein Gespräch beendet und die Kamera aus dem Fenster gehalten, in den Himmel, in die Baumkronen, in den Fluss, in den Seitenspiegel und in den Rückspiegel. So etwas kann man immer brauchen. Wenn es um Kunst oder Nachrufe geht, sind Zurückschauen und fließendes Wasser eine ganz willkommene Metapher. Neben der Straße gurgelt ein Fluss dahin, der der Luft die letzte Wärme entzieht. Adrian hätte sich wärmer anziehen sollen. Aber damit nicht genug, sie zweigen auch von diesem Tal ab, in das Nebental vom Tal, wo alles noch enger und klammer wird. Wer hier freiwillig lebt, dem ist wirklich nicht mehr zu helfen.

Cordula sieht aus, wie man sich eine feministische Germanistin vorstellt, ihr Bauch ist zu speckig, ihre Hose zu bequem, ihre Haare zu plattgedrückt und farblos, ihr Auftreten zu burschikos, zu ungeschminkt. Gesamteindruck: ziemlich lesbisch. Aber Adrian hat ihr lange genug zugehört, um zu wissen, dass sie nicht ernsthaft böse ist. Keines von diesen kastrierenden Exemplaren. Diese Elvira Katzenschlager, die sie interviewen sollen, war eine Freundin (oder *die* Freundin) von der toten Emanze, und die tote Emanze ist die bekannte Schriftstellerin Helene Schulze gewesen, von der er allerdings noch nie gehört hat. Nun ist die tote Emanze für einen Buchpreis nominiert, seit gestern.

Helene Schulze ist die erste Tote überhaupt auf einer Longlist, eine Sensation in der